

Josef Freise

Auszüge aus der Rede bei der Protestdemo „5 vor 12“ am Trierer Dom am 20. 10. 2018

(Aus Gründen der zeitlichen Begrenzung wurden die kursiv geschriebenen Abschnitte bei der Rede nicht gesprochen, aber sie gehören inhaltlich dazu.)

Liebe Freundinnen und Freunde der Kirchengemeinde vor Ort,

wir sind hier versammelt, weil wir uns große Sorgen machen, dass die Kirche ihre Nähe zu den Menschen vor Ort verliert. Diese Sorge teilen wir mit Papst Franziskus. Er sagt in seinem Apostolischen Schreiben Evangelii Gaudium, die Pfarrei muss „inmitten der Häuser ihrer Söhne und Töchter“ leben. Das setzt voraus, dass die Pfarrei „nicht eine weit schweifende, von den Leuten getrennte Struktur oder eine Gruppe von Auserwählten wird, die sich selbst betrachten“ (Evangelii Gaudium Nr. 28). Der Papst sagt auch: Die Pfarrei, die sich inmitten der Häuser befindet, „ist keine hinfällige Struktur“ (Nr. 24). Ich glaube, es gibt keine bessere Begründung als diese durch unseren Papst, dass wir jetzt hier am Trierer Dom stehen. Wir sind hier nicht aus Spaß am Protest. Ich stehe hier auch nicht als Vertreter eines rückwärts gewandten Katholizismus, der meint, es könne alles bleiben, wie es ist, oder es müsse wieder so wie werden, wie es früher war.

Ich sehe die Herausforderungen, die sich durch die radikale Säkularisierung unserer Gesellschaft und durch die extreme Glaubwürdigkeitskrise der katholischen Kirche ergeben haben. Und wenn wir ehrlich sind und nach nach links und rechts schauen, sehen wir, dass wir hier vom Altersdurchschnitt her auch nicht die Zukunft mit der jungen Generation vertreten.

Vieles, was die Trierer Synode sagt, ist wichtig: Die Kirche muss sich ändern. Wir brauchen neue Ausdrucksformen in der Kirche, „new expressions“. Die Frage ist nur, *wie* sich unsere Kirche ändert. Wird es so sein, dass sich Hauptamtliche in der Pfarrei der Zukunft fernab der Territorialgemeinden am Schreibtisch innovative Projekte ausdenken, intensives Projektmanagement organisieren und dann große Events gestalten – die aber letztlich ein Strohfeuer darstellen? Papst Franziskus schreibt dazu: „Es wäre unangemessen, an einen Evangelisierungsplan zu denken, der von qualifizierten Mitarbeitern umgesetzt würde, wobei der Rest des gläubigen Volkes nur Empfänger ihres Heils wäre“ (Nr. 120).

Ich spreche hier nicht über die Verwaltungsstrukturen der Gemeinden, sondern über pastorale Aspekte. Das Trierer Konzept der „Pfarrei der Zukunft“ hat für mich einen entscheidenden

Webfehler. Es geht davon aus, dass Priester eine Pfarrei leiten müssen und da wir nur wenige Priester haben, müssen dann die Pfarreien entsprechend in XXL-Größe geschnitten werden. Diese XXL-Pfarreien sind aber faktisch nichts anderes als Seelsorgeämter und diese Seelsorgeämter bräuchten erst recht keine Priester als Leiter – außer man denkt in Machtkategorien.

Theologisch gesehen repräsentieren Priester in der Eucharistie die Gegenwart Gottes durch Jesus Christus. Da sind sie als Eucharistie-Vorsteher unverzichtbar. Die Bischöfe haben die Aufgabe, jeder Gemeinde Priester zur Verfügung zu stellen. Papst Franziskus macht sehr deutlich, dass er sich eine Erweiterung des Zugangs zum Priestertums auch für Verheiratete vorstellen kann. Ich habe nicht verstanden, warum die Trierer Synode diesen Ball des Papstes nicht aufgegriffen hat. Es ist schon bedrückend, dass es erst des Skandals des sexuellen Missbrauchs bedurfte, dass der Vorsitzende der Katholischen Bischofskonferenz, Kardinal Marx, den Pflichtzölibat infrage stellte.

Persönlich bin ich der festen Überzeugung, dass es keinen theologischen Grund gibt, weshalb Frauen nicht Priester werden können. Priester repräsentieren Christus, weil in Christus Gott Mensch geworden ist. Priester repräsentieren Christus nicht, weil Gott Mann geworden ist. „Als Mann und Frau erschuf er sie“, heißt es im Buch Gen. 1, 27. Auch Frauen können als Priesterinnen die Menschwerdung Gottes repräsentieren. Dass es sich hier um eine Machtfrage handelt, sieht man daran, dass das Diakonat der Frau immer noch nicht eingerichtet ist, obwohl es nachweislich in der frühen Kirche Diakoninnen gab. Die katholische Kirche hat noch einen langen Weg vor sich, um Abschied vom männerbündischen Machtmissbrauch zu nehmen.

Frauen könnten jetzt sofort auch Kardinälinnen werden – man bräuchte dazu nur das menschengemachte Kirchenrecht zu ändern.

Auch wenn wir einen Priestermangel haben, gibt es doch eine andere Perspektive als die der XXL-Pfarreien und der weiten Räume. In der jetzigen Notsituation können wir weiter sonntags in unseren Gemeinden Gottesdienst feiern, und zwar einen priesterlosen Wortgottesdienst mit Kommunionfeier. Das geschieht schon an verschiedenen Orten in unserem Bistum. Unser Bischof könnte seinen Einfluss demokratisch nutzen, indem er ein Machtwort spricht, dass diese Wort Gottes- und Kommunionfeiern überall ermöglicht werden, wo die Gemeinden sich das wünschen.

Wenn wir das kirchliche Leben vor Ort stärken wollen, kann das auch heißen, dass wir die Ökumene vor Ort intensivieren. Die bestbesuchten Sonntagsgottesdienste in meiner Stadt Neuwied sind ökumenisch. Vierteljährlich gibt es sonntagabends den ökumenischen Even-Song – *mit dem*

Evangelium des Tages, einer kurzen Deutung und mit viel Chor- und Instrumental-Musik. Es kommen Menschen zu diesem ökumenischen Even-Song-Gottesdienst, die sonst sonntags nicht zur Kirche gingen. Deshalb ist diese Gottesdienstform für mich eine missionarische Initiative.

Wir brauchen die Kirchengemeinden vor Ort und das Reden von den „weiten Räumen“ ist für mich eine Verschleierung. Deshalb hat dieser Begriff der weiten Räume für mich das Potenzial zu einem kirchlichen Unwort des Jahres. Vernetzung und Universalität sind wichtig, aber nicht auf Kosten einer Verwurzelung vor Ort.

Ein Seelsorger sagte mir: „Wir denken bei der Pfarrei der Zukunft nicht in kleinen Einheiten.“ Meine Sorge ist, dass bei einem solchen Denken die sozialräumliche Nähe der Kirche verloren geht.

Ich bin äußerst irritiert, dass nicht nur die Pfarrgemeinde entsorgt wird, sondern anscheinend auch die Gemeinde selbst. In den Papieren zur Pfarrei der Zukunft zumindest finde ich den Begriff der Gemeinde nicht mehr. Da ist von Kirchorten die Rede, von Projekten, Gottesdiensten, aber die „Gemeinde“ hat sich verflüchtigt, und das halte ich für dramatisch.

Gemeinden bilden sich nicht nur, aber eben auch um Kirchen herum. Selbst wenn eine Kirche keine Pfarrkirche, sondern eine Ferialkirche ist, kann sie doch Ort einer Kirchengemeinde sein.

Jede kirchliche Ortsgemeinde braucht eine feste hauptamtliche seelsorgliche Person im Koordinations- oder Leitungsteam. Das kann eine Pastoralreferentin oder ein Gemeindeferent oder ein Priester sein. Diese hauptamtliche Person sollte nach Möglichkeit in dem Sozialraum wohnen und einen Teil ihrer Arbeit in der Kirchengemeinde leisten, präsent sein, Zeit haben – nicht nur für die Sonntagskirchgänger und die Katholiken, sondern für alle Menschen in dem Sozialraum, denn die Kirche ist für alle da. Ich halte es für einen Fehler, dass in der Diözese Trier im Gegensatz zu anderen Bistümern Pastoralreferentinnen und -referenten grundsätzlich keine Anbindung an eine kirchliche Ortsgemeinde haben. Das trägt zur Entfremdung bei und der Plan der Pfarrei der Zukunft fördert aus meiner Sicht weitere Entfremdung.

Ich möchte nicht missverstanden werden: Der dramatische Wandel von der Volkskirche weg zu einer Kirche, in der sich nur noch eine Minderheit der Bevölkerung engagiert, erfordert neue Strukturen. Die Kirche der Zukunft wird aus einem Netzwerk von Kerngemeinden und geistlichen Zentren mit evangelisierender Ausstrahlung bestehen, so hat es der Sozialethiker Bernhard Sutor formuliert.

Es wäre ein widersinniger Kräfteverschleiß, wenn wir in überschaubaren Städten und zusammenwachsenden Dörfern heute noch mehrere katholische Kirchengemeinden nebeneinander mit je einem Pfarrgemeinderat und einem Verwaltungsrat hätten. Da sind Pfarrverbände und ggf. auch Fusionen sinnvoll und es verbietet sich ein verengtes Kirchturmsdenken. Das gehört auch zur ganzen Wahrheit: Kirchengemeinden können Innovation verhindern und nach dem Motto „es war schon immer so“ einer Kirche der Zukunft im Wege stehen.

Aber Fusionen über einen Sozialraum hinaus machen keinen Sinn. Der Druck, jetzt über den überschaubaren Sozialraum hinaus noch größere Einheiten zu bilden, kommt aus dem Priestermangel heraus. Es gibt dazu eine Alternative, die in den Bistümern München und Osnabrück praktiziert wird: die Leitung von Kirchengemeinden durch haupt- und ehrenamtliche Laien überall da, wo Gemeinden sich das vorstellen können und wünschen. Diese Übertragung von Leitung entlastet die wenigen Priester. Priester können sich dann stärker der sakramentalen Begleitung von Menschen in ihren Lebensprozessen widmen. Für die Leitungsverantwortung braucht es eine Übertragung von Rechten. Priester müssen Macht mit Laien teilen und Bernhard Sutor fragt: „Wann endlich überträgt man ihnen rechtlich verbindlich die Mitverantwortung für ihre Kirche am Ort?“

Wenn wir hier protestieren, dann befinden wir uns in einem harten Konflikt mit der Bistumsleitung. Im Umgang mit diesem Konflikt können wir auch wieder von Papst Franziskus lernen.

Papst Franziskus stand als junger Ordensprovinzial mit seinen Ordensbrüdern in Argentinien im Bürgerkrieg zwischen der rechten Militärdiktatur und der linken Guerrilla. Mitbrüder fühlten sich von ihm verlassen und verraten und wollten ihn sogar vor Gericht bringen.

Papst Franziskus sagt von sich: Ich habe als junger Ordensprovinzial in Argentinien Fehler gemacht und oft zu schnell entschieden, aber ich weiß, dass ich trotz meiner Fehler und Sünden ein von Gott angeschauter Mensch bin. Aus diesem Vertrauen lebe ich.

Unser Bischof und die Bistumsleitung dürfen auch aus diesem Vertrauen leben. Fehler zu machen ist menschlich. Fehler einzugestehen ist menschliche Größe. Ich würde mir wünschen, dass wir den Weg der Reformen, auf dem niemand die Patentlösung hat, gemeinsam weitergehen können, indem offensichtliche Fehler zurückgenommen werden.